

# MESSELAND FRANKREICH

2017



**FRANKFURTER  
BUCHMESSE**





## REICHE VIELFALT

Frankreich war schon einmal 1989, zum 200. ‚Geburtstag‘ der französischen Revolution, Gast auf der Frankfurter Buchmesse. Das damals erschienene das Buch *Vive la littérature. Französische Literatur der Gegenwart* vermittelte auf 280 Seiten die Vielfalt der Literatur unseres Nachbarlandes. Dieses Jahr ist Frankreich wieder Gast. Ich weiß nicht, ob ein vergleichbares Buch erscheint, doch durch viele Veranstaltungen, durch die Präsenz vieler französischer Autoren wird die Vielfalt wieder offensichtlich.

Die hier folgende Zusammenstellung einiger meiner Rezensionen (neue und alte aus den vergangenen Jahren) kann davon nur einen schwachen Eindruck vermitteln, doch sie soll Anreiz sein, auch in der Zukunft die französische Literatur im Auge zu behalten. Ich habe noch zwei Reisebücher aufgenommen, über Regionen (Bretagne, Lothringen), die viel zu bieten haben.

1. Jean-Baptiste Cousin de Grainville: Der letzte Mensch. Matthes & Seitz 2015... 3
2. Charles Baudelaire: Wein und Haschisch. Essays. Manesse 2017 ..... 4
3. Guy de Maupassant: Auf See. Unionsverlag 2015 ..... 6
4. Francis Jammes: Der Hasenroman. Autorenhaus Verlag / Edition Tieger 2009.... 7
5. Maxence Fermine: Schnee. Unionsverlag 2016 ..... 8
6. Michel Houellebecq: Unterwerfung. Dumont 2015 ..... 9
7. Eric Vuillard: Kongo. Matthes & Seitz 2015..... 11
8. David Foenninos: Das geheime Leben des Monsieur Pick. DVA 2017 ..... 13
9. Hans Emmerling: In einem nahen Land. Lothringen – Skizzen und Notizen.  
Conte 2009 ..... 14
10. Michel Houellebecq: In Schopenhauers Gegenwart. Dumont 2017 ..... 16
11. Pascale Hugues: Deutschland à la française. Rowohlt 2017 ..... 17
12. Niklas Bender (Hg.): Bretagne. Eine literarische Einladung. Wagenbach 2017.. 19
13. Maxence Fermine: Die schwarze Violine. Unionsverlag 2017 ..... 21
14. Jean-Paul Didierlaurent: Macadam oder Das Mädchen von Nr. 12. Erzählun-  
gen. dtv 2017 ..... 22



## KEIN UNTERHALTUNGSROMAN

Jean-Baptiste Cousin de Grainville: Der letzte Mensch. Nach der Edition von Charles Nodier (1811). a.d. Französischen von Sylvia Schiewe. Mit einem Nachwort von Gerhard Poppenberg. Matthes & Seitz 2015 · 258 Seiten · 22,90 · 978-3-95757-109-0 ★★★★★



Im *Dictionnaire classique des hommes célèbres* von E. Hocquart (Klassisches Lexikon berühmter Männer. Paris 1822) lesen wir über Jean-Baptiste Cousin de Grainville (frei übersetzt): „Geboren 1746 in Le Havre, ertrank 1805 in der Somme, in die er sich während eines Fieberdeliriums gestürzt hatte. Er ist Verfasser einer Art Gedicht in Prosa mit dem Titel *Der letzte Mensch*. Ein wegen seiner Schönheiten bemerkenswertes Werk, das aber voller Fehler ist, das Gigantische findet sich hier neben dem Erhabenen.“ (Bd. 1, S. 410) Kein Wort davon, dass der Mann katholischer Priester war. Während der Revolution hat er sich von seinem Glauben losgesagt und geheiratet. Als ehemaliger Revolutionär, der er aber gar nicht war, wurde er später geächtet und stand vor dem Ruin als Leiter einer Schule. Das dürfte hauptsächlich zu seinem Freitod geführt haben. All das erfährt man im Nachwort Gerhard Poppenberg, das man unbedingt vor der Lektüre des Werks lesen sollte. Denn das Buch ist alles andere als ein Unterhaltungsroman. Im Klappentext hört sich das ganz einfach an:

Omégare und Sydérie sind die beiden letzten Menschen. Und sie sind die letzte Hoffnung der aussterbenden Menschheit, denn aus ihrer Verbindung könnten Kinder hervorgehen, die die ausgelagte Erde unter einer erkalteten Sonne bevölkern würden.

Poppenberg spricht von „ineinander geschachtelten Erzählinstanzen“ (S. 227), also von drei Erzählebenen. Der Anfang ist noch ganz einfach: „Nahe der Ruinen von Palmyra liegt eine einsame Höhle, so gefürchtet von den Syrern, dass sie sie die Kaverne des Todes genannt haben.“ (S. 7) Furchtlose Franzosen seien einmal dort eingedrungen, man habe ihnen die Kehlen durchgeschnitten. Bei den „Ruinen von Palmyra“ denkt man an die aktuellen Ereignisse in diesem vom Bürgerkrieg geschüttelten Land. Aber damit hat Grainvilles Buch natürlich nichts zu tun. Ein erster Erzähler tritt in Aktion, auch ein Franzose, der sich trotz aller Warnungen doch in die Höhle traut.

Dort trifft er auf einen weiteren Erzähler, einen Geist bzw. eine Stimme, die ihm von Omégare und Sydérie berichtet. Ab nun muss man aufpassen, um immer zu wissen, wer gerade erzählt. Später eben auch Omégare mit seiner Geschichte. Nicht gerade wenige Personen sorgen weiter



für Verwirrung. Darunter Adam, der erste Mensch, der Urvater der Menschheit, der dazu tendiert, den Untergang des Menschengeschlechts einzuläuten. Wird das letzte Menschenpaar das verhindern können?

Das Buch ist in zehn Gesänge eingeteilt. Das erinnert daran, dass Grainville die Prosafassung nur als Grundlage sah für ein Epos, das er später schreiben wollte. Milton und Klopstock waren seine Vorbilder. Der zehnte Gesang beginnt mit den Worten: „Die Erde steht im Begriff unterzugehen. Nichts kann sie mehr retten außer den Bemühungen des Genius, dem Gott einst die Sorge anvertraute, über sie zu wachen.“ (S. 188) Kommt nun wirklich das Ende?

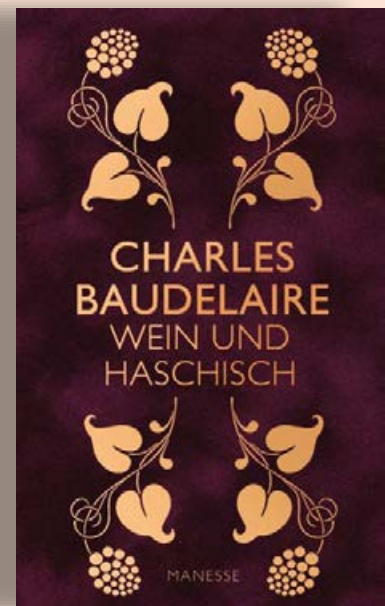
Das Buch ist im Verlag Matthes & Seitz im Rahmen seiner Französischen Bibliothek nach Büchern von Denis Diderot, Barbey d'Aureville, Théophile Gautier und Jean Jacques Rousseau erschienen. Alles keine Bücher für das große Publikum, aber gleichwohl unterhaltsam. Mit Grainvilles Buch über den Letzten Menschen hat man sich noch weiter vom allgemeinen Publikums-geschmack entfernt. Es ist zu hoffen, dass dieses ehrgeizige Projekt einer Französischen Bibliothek dennoch weitergeführt wird. Wie man hört, soll etwas von Alexandre Dumas erscheinen.

## ANNÄHERUNG AN BAUDELAIRE

Charles Baudelaire: Wein und Haschisch. Essays. a.d. Französischen von Melanie Walz. Nachwort von Tilman Krause. Manesse 2017 · 224 Seiten · 22,95 · 978-3-7175-2430-4 ★★★★★

Manchen Lesern dieser Besprechung ist der französische Dichter Charles Baudelaire (1821–1867) vielleicht ziemlich fremd. Mit seinen berühmten Gedichten, die er unter dem Titel *Les fleurs du mal* (*Die Blumen des Bösen*) veröffentlicht hat (1857) – sie wurden gerade noch einmal neu von Simon Werle übersetzt (Rowohlt) – können sie wenig anfangen. Sie wollen etwas näher an diesen Schriftsteller herankommen. Dann empfiehlt sich diese Essaysammlung, die jetzt unter dem Titel *Wein und Haschisch* erschienen ist. Der Titel ist etwas irrefüh-

rend, denn das Büchlein enthält auch Essays, die mit dem Thema ‚Rausch‘ wenig oder nichts zu tun haben. Die „Auswahl tröstlicher Maximen über die Liebe“, „Ratschläge an junge Literaten“, die Kindheitserinnerung mit dem Titel „Was uns das Spielzeug lehrt“, die Verteidigung von Gustave Flauberts Roman *Madame Bovary* – das sind Texte, in denen vom Rausch nicht die Rede ist. Dem begegnet man wieder im abschließenden Text über „Richard Wagner und der ‚Tannhäuser‘ in Paris“, aber dieses Mal ist es ein Rausch ganz anderer Art.





Gleichwohl ist es eine empfehlenswerte Auswahl, denn hier kommen wir diesem Dichter, den Tilman Krause in seinem Nachwort einen ‚großen schrägen Vogel‘ nennt, wirklich näher. Hier begegnen wir dem Dandy, dem Kritiker, der böse, sarkastisch, ironisch sein konnte, der aber vor allem für die freie Kunst und Dichtung kämpfte. Als bösen Kritiker beschreibt ihn Tilman Krause etwa mit dem Satz, mit dem Baudelaire den Maler Ary Scheffer beurteilt, besser: verurteilt hat: „Das sei ein Maler ‚für die ästhetischen Frauenzimmer, die religiöse Musik machen, um sich für ihre bleichen Monatsblutungen zu entschädigen““. (S. 208) Baudelaire ist in allen Dingen gnadenlos, auch wenn er über die Liebe schreibt: „Wenn Sie keine wahren Menschen sind, seien Sie wahre Tiere.“ (S. 5) Das erinnert an einen Satz aus seinem Tagebuch (*Mon cœur mis à nu / Mein entblößtes Herz*), das ich als ergänzende Lektüre empfehle: „Der Liebesakt hat eine große Ähnlichkeit mit der Folter oder mit einer chirurgischen Operation.“

Man lese dieses edel in weinroten Samt gebundene Büchlein, um Baudelaire besser zu verstehen, um Sätze zu finden, die typisch sind für ihn. Man bedenke, schreibt er, „dass jeder gesunde Mensch zwei Tage ohne Nahrung auskommen kann – aber niemals ohne Dichtung“. (S. 29) Harschisch wirke antisozial, verkündet er. „Der Wein hingegen ist zutiefst menschlich, fast wage ich zu sagen, ein wahrer Draufgänger.“ (S. 54) Insgesamt preist er die entgrenzende Wirkung von Alkohol und Drogen. Das sind seine *künstlichen Paradiese*. Hier wieder ganz anders: Über das Kind im Umgang mit dem Spielzeug, schreibt er: Es „setzt all seine Kraft ein, wie das Volk, das die Tuilerien belagert“. (S. 86) Eine Gleichsetzung, die damals (heute auch noch?) gerne gemacht wurde: Das Volk ist wie ein Kind.

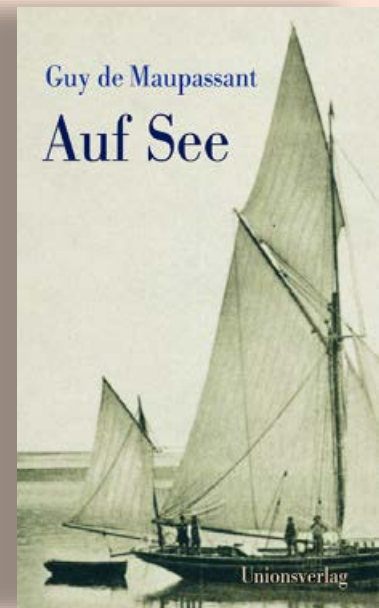
Zu Wagner ist dieser Satz bemerkenswert: „Und in der Tat wäre Wagners Musik auch ohne seine Dichtung ein poetisches Werk, da sie alle Eigenschaften besitzt, die gute Dichtung auszeichnet“. (S. 154) Damit begann Wagners (wenn auch anfangs langsamer) Siegeszug in Frankreich, der dort lange belächelt und verspottet wurde. So kann man es immer wieder lesen, und diese Behauptung ist ja auch richtig. Erinnern möchte ich nur an einen anderen (gleichaltrigen) französischen Schriftsteller, an Jules Champfleury (1821–1889), der schon ein Jahr vor ihm einen begeisterten Artikel über den deutschen Komponisten veröffentlicht hat. (Auf deutsch erschienen unter dem Titel *Richard Wagner in Paris*. Erich Weiss Verlag 1995.) Nur ein Satz daraus: „Strahlende Freude tritt aus der Gesamtheit seiner gewaltigen Harmonie hervor.“ (ebenda, S. 18) Baudelaire ist allerdings radikaler in seinem Urteil für Wagner. Er geht auch mehr auf Wagners Opern ein, den *Tannhäuser*, den *Holländer* und den *Lohengrin*, während Champfleury über die Konzerte schreibt, die Wagner Anfang 1860 in Paris gegeben hat.

Champfleury taucht übrigens in diesem Buch auf: In seiner Verteidigung von Flauberts Roman *Madame Bovary*, in der auch von anderen Autoren dieser Zeit die Rede ist, schreibt Baudelaire einige kritische, wenn auch wohlwollende Zeilen über den Kollegen. (S. 92) Aber das nur nebenbei. Bleiben wir bei Baudelaire und seinen Essays, die ich, zusammen mit Tilman Krauses Nachwort (mit den wichtigsten biografischen Daten), abschließend noch einmal als Einführung in Baudelaires Denkweise allen Lesern ans Herz legen möchte.



## LEBENSFREUDE UND DUNKLE AHNUNGEN

Guy de Maupassant: Auf See. a.d. Französi-  
schen von Cornelia Hastings. Mit einem  
Nachwort von Julian Barnes. Unionsverlag  
2015 · 208 Seiten · 14,95 · 978-3-293-00487-0  
★★★★★



Wie man weiß, ist Guy de Maupassant (1850–1893) als Schriftsteller bei seinem väterlichen Freund Gustave Flaubert in die Lehre gegangen. Zeitweise wurde sogar gemutmaßt, Flaubert wäre sein leiblicher Vater gewesen. Darüber schreibt jedenfalls Herbert Lottman in seiner Flaubert-Biografie (Insel Verlag, 1992), der da auch Flaubert zitiert: „Ich weiß nicht, ob Sie [Maupassant] Talent haben. Die Arbeit, die Sie mir mitgebracht haben, zeigt einen gewissen Grad an Intelligenz, aber vergessen Sie nicht, junger Mann: Talent ist, wie schon Buffon sagte, nichts anderes als große Ausdauer und Geduld.“

Maupassant hatte alles: Ausdauer, Geduld, Talent. Und nach sieben Jahren hatte er ziemlich schnell auch Erfolg. Zuerst mit seinen Erzählungen, und dann kam der große Knaller: sein Roman *Bel-Ami* (1885), der ihm auch viel Geld bescherte. So viel, dass er sich eine recht große Segelyacht kaufen konnte, die er dann auch *Bel-Ami* taufte. Zwei Schiffsleute konnte er anstellen und entlang der französischen Riviera durchs Mittelmeer schippern. Und das machte er wieder zu Geld, indem er für verschiedene Zeitungen darüber Feuilletons schrieb und daraus dann ein kleines Buch machte.

Dieses Buch mit dem Titel *Sur l'eau* erschien 1888, 2012 erschien die deutsche Ausgabe in schöner Ausstattung im Mare Verlag. Nun hat es der Unionsverlag noch einmal in einer handlichen, aber ebenso schönen Ausgabe herausgebracht. Es enthält das eigentliche Buch, die zugrundeliegenden Feuilletons von Maupassant, gescheite Anmerkungen, eine Chronik zu Maupassants Leben und ein Nachwort von Julian Barnes. Darin heißt es: „Auf See ist ein hybrides Werk, teils Reisebericht, teils Autobiografie, teils Hymne an die Nacht, teils Verfluchung des Lebens.“ (S. 201f.) Gerade diese Mischung macht es für mich so lesenswert. Ich kann nur noch ein paar Zitate bringen, um diese Vielfalt zu demonstrieren und möglichst viele Leser zu gewinnen. Da geht es z. B. um schöne Ansichten:

Dann setzte ich mich an Deck an die frische Luft. Rund um mich her breitete Cannes seine Lichter aus. Nichts ist hübscher als eine vom Meer aus gesehene Stadt. (S. 34)

Später heißt es dann aber, dass sich in Cannes zu viele Fürsten tummeln, zu viele für ein demokratisches Land!

In Saint-Raphaël das Hässliche:



Gott, sind die Menschen hässlich! In diesem Festgetümmel bemerkte ich mindestens zum hundertsten Mal, dass die menschliche Spezies von allen die grässlichste ist. Und da lag ein Gestank von Pöbel in der Luft, der fade und ekelregende Gestank von ungewaschenen Körpern, fettigem Haar und Knoblauch, jener Knoblauchdunst, den die Leute aus dem Süden durch Mund, Nase und Haut verströmen wie die Rosen ihren Duft. (S. 86)

Und hier das Ich dieses damals schon kranken Autors:


Gewiss an manchen Tagen bin ich so entsetzt über das, was ist, dass ich am liebsten tot wäre. So spüre ich die unwandelbare Eintönigkeit von Landschaften, Gesichtern und Gedanken, dass ich aufs Äußerste darunter leide. Die Mittelmäßigkeit des Universums erstaunt und empört mich, die Erbärmlichkeit aller Dinge erfüllt mich mit Abscheu, die Armseligkeit der Menschenwesen vernichtet mich. An manchen anderen hingegen freue ich mich an allem wie ein Tier. (S. 54)

Maupassant war nicht mehr viel genussvolles Leben vergönnt. 1891, so liest man in der Chronik: „Deutliche Verschlechterung seiner Gesundheit bei fortgeschrittener Syphilis“. (S. 189) Im selben Jahr ein Selbstmordversuch und später wird er Patient einer Nervenklinik, wo er bis zu seinem Tod am 6. Juli 1893 mehr vegetiert als lebt. Diesen Niedergang hat er vorausgeahnt und in seiner vielleicht berühmtesten Erzählung *Der Horla* (1886) geschildert. Das Buch ist also nicht das reinste Vergnügen, denn dunkle Ahnungen kommen zur Sprache. Dann aber wieder eine, wenn auch etwas kuriose, Lebensfreude:

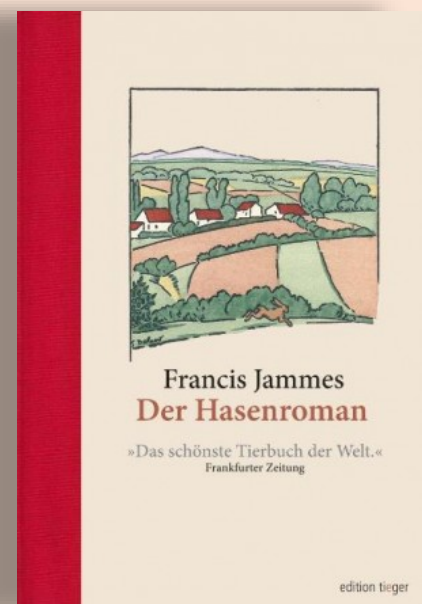
Wenn wie heute schönes Wetter ist, habe ich in den Adern das Blut lasziver und vagabundierender alter Faune, ich bin nicht mehr der Bruder der Menschen, sondern der Bruder aller Wesen und aller Dinge. (S. 55)

Maupassant war sich bewusst, dass er ein „hybrides“ Werk geschaffen hatte. Abschließend spricht er von diesen „unzusammenhängenden, unfertigen, kunstlosen Seiten, die willkürlich aufeinanderfolgen und planlos plötzlich abbrechen“. (S. 141) Aber genau das macht den Reiz dieses schmalen Buches aus.

## PANISCHES STAUNEN

Francis Jammes: *Der Hasenroman*. a.d. Französischen von Gerhild Tieger, ill. von Georges Delaw. Autorenhaus Verlag / Edition Tieger 2009 · 96 Seiten · 9,95 · 978-3-86671-055 

Der französische Dichter Francis Jammes (1868–1938) scheint in Deutschland vergessen zu sein. Das war einmal anders. Hesse, Loerke, Rilke und viele andere haben ihn mit Begeisterung gelesen. Darum ist es Gerhild Tieger





hoch anzurechnen, dass sie den Hasenroman (1902), diese schöne Tierdichtung, neu übersetzt (in Anlehnung an die erste Übersetzung von Jakob Hegner von 1916) und als schönes Bändchen (rotes Halbleinen) herausgegeben hat.

Gerne liest man von diesem klugen Hasen, der mit dem Heiligen Franziskus und mit anderen Tieren über Land zieht. Er führt die Tiere nach ihrem Tod in ihr jeweils eigenes Paradies (das Paradies der Hunde, der Vögel, der Schafe, der Wölfe usw.). Der Hase selber will aber nicht im Paradies bleiben, er will zurück in die Welt, nimmt gerne in Kauf, von einem Jäger erschossen zu werden. Danach wird wohl auch er sein Paradies gefunden haben. Oskar Loerke schrieb 1916:

Jammes hebt das Dunkel und die Not der Kreatur auf, indem er sie verallgemeinert und also beseelt. Vielleicht ist es unrichtig zu sagen, der große französische Lyriker sei voll franziskanischer Liebe – gerade, weil Franziskus selbst auftritt –, doch er liebt diese Liebe, die eine sanftere Form des panischen Staunens ist.

Gerhild Tieger hat auch ein kurzes, aber kenntnisreiches Nachwort geschrieben, das mit den Zeilen endet:

Möge diese neue Ausgabe des Hasenromans das Interesse an dem französischen Naturlyriker Francis Jammes neu beleben – als kleine Kostbarkeit in einer Zeit, in der das Verständnis für die Natur, ihre Lebewesen und ihr Schutz so wichtig geworden ist. (S. 93)

Dem ist nichts hinzufügen. Höchstens ein Vorschlag: Viele Kinder und Jugendliche werden in diesen Wochen zur Ersten Kommunion und zur Konfirmation gehen. Dieses schöne Buch ist dafür ein wunderbares Geschenk.

## DER DICHTER ALS SEILTÄNZER

Maxence Fermine: Schnee. a.d. Französischen von Monika Schlitzer. Unionsverlag 2016 · 108 Seiten · 18,00 · 978-3-293-00509-9 ★★★★★(★)

**Schnee** ist der Debütroman von Maxence Fermine (\*1968), der 1999 in Frankreich erschienen ist, 2001 erschien die deutsche Erstausgabe. Nun ist im Unionsverlag eine sehr schön gebundene Neuauflage erschienen: Hardcover, bedrucktes Leinen. 2001 ist in Deutschland ein weiterer Roman von Fermine erschienen: Honig. Damals schrieb ich in der Nürnberger Zeitung (1. 12. 2001, S. 5):







Maxence Fermine erzählt dieses Märchen in kurzen, an Prosagedichte erinnernden Absätzen. Es ist ihm gelungen, in einer einfachen und doch starken Sprache ... den Leser für seinen Helden und dessen Abenteuer zu begeistern.

Dies gilt auch für *Schnee*. Der Held ist hier Yuko, ein junger Japaner, der nach der Familientradition eigentlich Shinto-Priester oder Soldat werden soll. Damals, die Geschichte spielt am Ende des 19. Jahrhunderts, waren solche Familientraditionen noch zwingend. Darum ist Yukos Vater, ein Priester, auch böse und traurig, als Yuko darauf besteht, Dichter zu werden. Er hat schon viele Haikus geschrieben, sie kreisen immer um Winter, Schnee und die Farbe Weiß. Mit der Zeit glaubt auch der Vater an Yukos Berufung, und er berichtet dem Kaiser von Yukos Meisterwerken. Ein Gesandter trifft ein, zusammen mit einer sehr schönen, jungen Frau. Yuko soll Hofdichter werden, doch zunächst soll er mehr Farbe in seine Gedichte bringen. Das soll er bei dem alten, blinden Maler Soseki lernen. Auf der Wanderung dorthin entdeckt Yuko im Gletschereis der japanischen Alpen die Leiche einer anderen, ebenfalls sehr schönen Frau. Mehr will ich hier gar nicht erzählen. Am Ende stellt sich heraus, dass alles mit allem zusammenhängt. Wirklich sehr schön zu lesen, nicht zuletzt die klassischen Haikus von Autoren wie Bashô, Issa, Taigi und anderen, die Fermine einigen Kapiteln vorangestellt hat. Der Beruf des Künstlers, insbesondere des Dichters ist das zentrale Thema des Buches. Er wird verglichen mit einem Seiltänzer:

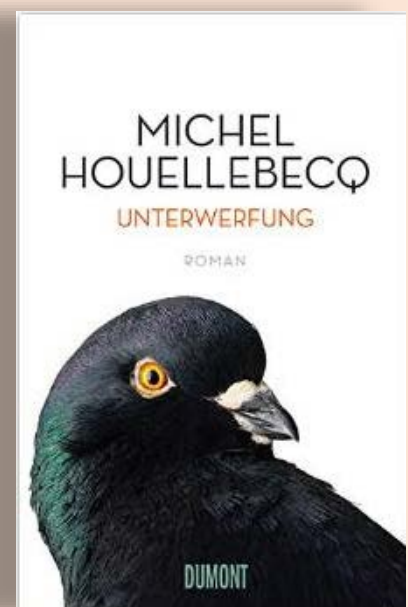
Das Schwierigste für den Dichter ist es, unaufhörlich auf diesem Seil des Schreibens zu bleiben, jede Stunde seines Lebens weit über allem anderen auf der Höhe eines Traums zu schweben, nie vom Seil seiner Imagination herabzusteigen, und sei es nur für einen Augenblick. Das eigentlich Schwierige ist in der Tat, ein Seiltänzer der Sprache zu werden. (S. 89)

Ein schöner Vergleich, der aber auch ein wenig zu kritischen Gedanken führt. Der Seiltänzer ist immer in Gefahr abzustürzen. Ein schönes modernes Kunstmärchen kann leicht zu Kitsch werden. Fermine hat diese Gefahr gemeistert, meine ich. Andere Leser sehen das vielleicht anders. Letztlich kann man aber auch sagen: Es gibt Kitsch und Kitsch. Der eine ist wirklich unerträglich, den anderen sieht oder liest man gerne, denn er zeigt eine ideale Welt, die jeder sich gerne erträumt.

## VOM GLÜCK DER ABSOLUTEN UNTERWERFUNG

Michel Houellebecq: *Unterwerfung*. a.d. Französischen von Norma Cassau & Bernd Willczek. Dumont 2015 · 272 S. · 22,99 · 978-3-8321-9795-7 ★★★★★(★)

Michel Houellebecqs neuer im Januar 2015 erschienener Roman *Unterwerfung* (fast zeitgleich auch in Deutschland) gehört sicher zu den Büchern, über die viele reden, ohne sie gelesen zu haben. Verstärkt durch die Terrorakte in Paris, war er Thema in allen Medien, jeder konnte sich genügend Stoff





für einen mehr oder weniger intensiven Smalltalk über dieses Buch beschaffen. Hinzu kommt, dass der Inhalt des Romans, der nicht heute, sondern in naher Zukunft spielt, leicht zusammengefasst werden kann.

Der Ich-Erzähler François steckt in der Krise. Seine Arbeit als Literaturwissenschaftler an einer Pariser Universität ödet ihn an, besonders die Unterrichtstätigkeit. Auch seine sexuellen Eskapaden mit jungen Frauen, meist Studentinnen oder Damen des Escortservice, können ihn nicht mehr begeistern. Myriam, eine jüdische Studentin, beschimpft ihn als Macho, liebt ihn zwar immer noch, ist aber drauf und dran mit ihren Eltern nach Israel auszuwandern. Das hängt zusammen mit den politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen, die François erleben muss. Die politischen Parteien sind am Ende. Um zu verhindern, dass Marine Le Pen, die Vorsitzende des rechtsradikalen Front National, Präsidentin wird, unterstützen sie die Kandidatur von Ben Abbes, dem Führer der Bruderschaft der Muslime, der dann auch nach bürgerkriegsähnlichen Zuständen Präsident wird. Er vertritt zwar einen gemäßigten Islam, doch eines ist für ihn von allererster Bedeutung: Das gesamte Erziehungssystem muss muslimisch werden. Alle Lehrer und Hochschullehrer, die nicht bereit sind, zum Islam überzutreten, werden entlassen. Also auch, zunächst zumindest, François. Er ist am Ende. Er fühlt sich von allem angeekelt, ähnlich wie die Helden in den Romanen von Joris-Karl Huysmans (1848–1907), über den François schon seit Jahren forscht.

Hier beginnen die Probleme, wenn man diesen Roman ganz verstehen will. Durtal, Des Esseintes, Marle sind nur drei Huysmansche Romanhelden, deren Lebenskel, deren Unfähigkeit, ein normales Leben zu führen, man kennen sollte, um François' Gedankengängen folgen zu können. Er beruft sich immer wieder auf sie. Auch von anderen Autoren ist die Rede. Etwa von Jean Paulhan (1884–1968), der in den ersten Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg den französischen Literaturbetrieb beherrschte, und von seiner Geliebten Dominique Aury (1907–1998), die (für Paulhan) den Skandalroman Die Geschichte der O geschrieben hat. Von ihr und Paulhan ist die Rede, wenn das Thema der Unterwerfung einmal explizit erörtert wird. François ist zu Gast bei Rediger, dem Präsidenten der neuen, nun muslimischen Sorbonne. Er ist natürlich Muslim geworden und will François dazu bringen, auch zum Islam überzutreten.

Er argumentiert folgendermaßen:

Es ist die Unterwerfung [...]. Der nie zuvor mit dieser Kraft zum Ausdruck gebrachte grandiose und zugleich einfache Gedanke, dass der Gipfel des menschlichen Glücks in der absoluten Unterwerfung besteht. Das ist ein Gedanke, bei dem ich zögere, ihn meinen Glaubensbrüdern ohne Weiteres darzulegen, die ihn möglicherweise für blasphemisch halten könnten. Aber für mich besteht eine Verbindung zwischen der unbedingten Unterwerfung der Frau unter den Mann, wie in Geschichte der O beschrieben wird, und der Unterwerfung des Menschen unter Gott, wie sie der Islam anstrebt. Sehen Sie [...], der Islam akzeptiert die Welt, und er akzeptiert sie als Ganzes, er akzeptiert die Welt, wie sie ist, um mit Nietzsche zu sprechen. (S. 234)

Auch bei Nietzsche sollte man sich ein wenig auskennen, um den Roman zu verstehen; Rediger hat über ihn promoviert. Und hier wäre hinzufügen, dass eine Dissertation in Frankreich etwas anderes als in Deutschland ist. Überhaupt der gesamte Universitätsbetrieb unterscheidet sich beträchtlich von dem bei uns. Mal abgesehen von den Intrigen und Gemeinheiten, die überall gerade von Geisteswissenschaftlern angezettelt werden. Auch darüber erfährt man einiges in diesem Roman und über den Sinn und Zweck eines literaturwissenschaftlichen Studiums:



Ein Studium im Fach Literaturwissenschaften führt bekanntermaßen zu so ziemlich gar nichts außer – für die begabtesten Studenten – zu einer Hochschulkarriere im Fachbereich Literaturwissenschaften. Wir haben es hier im Grunde mit einem recht ulkigen System zu tun, das kein anderes Ziel hat als sich selbst zu erhalten; die 95 Prozent Ausschuss nimmt man in Kauf. (S. 13)

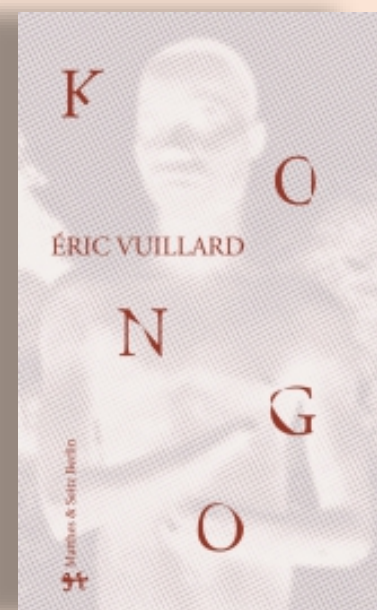
Houellebecq, der selber nicht studiert hat, bedankt sich ausdrücklich am Ende des Buches bei einer französischen Literaturwissenschaftlerin, die ihm die Geheimnisse dieses Betriebs erläutert hat. So ist es nicht gerade beachtlich, wenn man wie François an der Pariser Universität Nr. III unterrichtet und nicht an der Nr. I, der eigentlichen Sorbonne. Aber dorthin gelangt er am Ende, denn er konvertiert zum Islam. Nicht aus Überzeugung. Eher wegen der Karriere und weil er sich auch einiges von der Polygamie verspricht. Rediger bewundert er unter anderem auch, weil der eine zweite (fünfzehnjährige!) Frau sein Eigen nennt.

Nun könnte man einwenden, dass dies nicht unbedingt ein guter Roman ist, wenn man ihn ohne diese Spezialkenntnisse nicht verstehen kann (und das politische System in Frankreich sollte man auch relativ gut kennen). So radikal würde ich es dann doch nicht sagen. Man versteht diesen Roman, zumindest zum Teil, auch ohne diese Kenntnisse. Aber eben nur zum Teil. Dem hätte der Dumont Verlag Abhilfe schaffen können, wenn er dem Roman einige Erläuterungen in einem kurzen Glossar angefügt hätte. Dann hätte der deutsche Leser auch erfahren, dass es sich bei der „Bibliothèque de la Pléiade“, in der François eine Huysmans-Ausgabe herausbringen soll, um noble, in Leder gebundene Klassikerausgaben handelt, und dass die „Université catholique de Louvain-la-Neuve“ nicht die Katholische Universität Löwen ist (S. 218), sondern eine belgisch-wallonische Universitäts-Neugründung in einiger Entfernung von Löwen. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass Rediger gerade dort und nicht im liberaleren Löwen promoviert hat. Aber ich will nicht beckmessern... Vielleicht kann ich mit dieser Besprechung dazu anregen, diesen durchaus auch unterhaltsamen Roman mit etwas mehr Hintergrundwissen (noch einmal) zu lesen.

## SCHMUTZIGER KONGO

Eric Vuillard: Kongo. a.d. Französischen von Nicola Denis. Matthes & Seitz 2015 · 108 Seiten · 16,95 · 978-3-95757-079-6 ★★★★★

Nein, Eric Vuillard (\*1968) mag sie nicht, die großen Männer, die die Welt beherrschten. Man weiß das schon seit seiner Erzählung zum Ersten Weltkrieg (*Ballade vom Abendland*, Matthes & Seitz 2014). In seiner Erzählung **Kongo** ist das nicht anders. Sie beginnt mit der Kongokonferenz (1884/85), zu der Bismarck, „der seinen Namen einem Heringsgericht geben sollte“ (S. 13) die Herrscher Europas bzw. deren Stellvertreter





nach Berlin eingeladen hat, um Afrika aufzuteilen. Die Teilnehmer sind für Vuillard einfach „Flaschen“ (S. 13), die, wenn überhaupt etwas, nur Profit für ihr Land und für sich selber im Kopf haben. Das Ergebnis ist bekannt.

Viele Probleme, die wir heute haben, sind durch diesen Imperialismus (Vorsicht: Euphemismus!) entstanden. Das schlimmste Ergebnis dieser Konferenz: die riesige Kongoregion, die sich die sich der belgische König Leopold II. einverleibte. Nein, das war damals keine Kolonie, sondern Privatbesitz des Königs (bis 1908), wo er von einigen Handlangern die schmutzige Arbeit leisten ließ. Vuillard erzählt lakonisch, sarkastisch, man könnte es mit Vergnügen lesen, wenn einem dieses Vergnügen nicht durch die Gräuel, von denen Vuillard berichtet, verdorben würde. Leopold ist für ihn ein riesenhafter „Bourgeoispharao“, ein „Kautschukpharao“ (S. 87), dem es egal ist, wie der Kautschuk gewonnen wird. Wie gesagt, die Drecksarbeit machen Leute wie der Leutnant Lemaire, der jedes Dorf abfackelt, wenn die Bewohner nicht genügend Nahrung für seine Leute liefern. (S. 63ff.) Oder ein gewisser Fiévez, der den Menschen die Hände abhacken lässt, wenn sie nicht genügend Kautschuk beschaffen. Körbweise werden die Hände gebracht. (S. 73ff.)

Fiévez habe bei Joseph Conrad für Kurtz Modell Modell gestanden. Aber Fiévez, der echte und wahre, ist viel schlimmer. Fiévez ist jenseits aller Kurtzens, aller Tyrannen und aller literarischen Verrückten. (S. 74)

Man erinnere sich an Conrads Erzählung Heart of Darkness (1899) und erkennt, dass Vuillard das Thema ganz anders behandelt. Wie gesagt: voller Sarkasmus in einem böseartig funkelnden Stil, den Nicola Denis gut ins Deutsche übertragen hat. Am Ende erleben wir Fiévez, der wie so viele nach ihm glaubt, nur seine Pflicht getan zu haben, wie er nun als Trinker durch das nächtliche Brüssel irrt. Er ruft Gott an und bittet ihn, ihm ein bisschen Ruhe im Grab zu gönnen.

Wenn alle Rechtsmittel erschöpft sind, ich verurteilt bin, lass mich meine Mähne mit Honig buttern, die Knochen abstauben; und während die Würmer mir die Flügel zurechtstutzen, möchte ich bitte eine halbe Sekunde deine Agakrötenfresse in deinem Kürbisprofil angaffen, die gekreuzigten Arme auf deinem Yams! Waber! Kongo! (S. 108)

Mit diesen Worten endet die Erzählung, die man als einen kleinen, grausamen Edelstein bezeichnen kann.



## VON AUTOREN, PSYCHOPATHEN UND ANDEREN HELDEN DER LITERATUR

David Foenkinos: Das geheime Leben des Monsieur Pick. a.d. Französischen von Christian Kolb. DVA 2017 · 332 Seiten · 19,99 · 978-3-421-04760-1 ★★★★★



Auf den ersten Blick ist das eine ganz einfache Geschichte. Jean-Pierre Gourvec, der Leiter der örtlichen Bibliothek in Crozon in der Bretagne, begründet eine Bibliothek der abgelehnten Manuskripte, angeregt durch den amerikanischen Autor Richard Brautigan, der so was auch schon mal realisiert hat. Schriftsteller, deren Manuskripte von Verlagen abgelehnt wurden, können diese dort abgeben, sie müssen es aber persönlich tun. Delphine, eine junge Verlagslektorin im Pariser Verlagshaus Grasset, erfährt davon und besucht diese Bibliothek mit ihrem Freund Frédéric, der auch Romane schreibt. Gourvec ist zu diesem Zeitpunkt schon tot, aber die von ihm gesammelten Manuskripte sind alle noch da. Die beiden entdecken dort einen Roman mit dem Titel Die letzten Stunden einer großen Liebe, in dem es u. a. um den russischen Dichter Puschkin geht. Ein Meisterwerk! Der Autor wird auch ermittelt: Es ist ein gewisser Henri Pick, der in Crozon mit seiner Frau Madeleine bis zu seinem Tod eine Pizzeria betrieben hat. Madeleine ist völlig überrascht, denn ihr Mann hatte mit Literatur überhaupt nichts am Hut, schon gar nicht mit russischer Literatur. Auch ihre Tochter Joséphine steht vor einem Rätsel. Aber egal. Der Roman erscheint bei Grasset und wird sofort zum Bestseller.

So weit so gut. Aber dann wird die Sache doch etwas komplizierter. Foenkinos (\* 1974), der schon durch einige andere Romane in Frankreich und Deutschland von sich reden machte, baut geschickt weitere Personen in die Handlung ein, zum Teil mit ziemlich schrägen Ansichten und Lebensweisen. Immer wieder unterbricht er den Erzählfluss mit (oft absurden) Fußnoten. Ich fand das amüsant. Es könnte aber sein, dass vielen Lesern das nicht besonders gefällt. Letztlich geht es aber immer um die Fragen: Hat Henri Pick wirklich diesen Roman geschrieben? Wenn nein, wer war es dann? Diese Fragen können hier natürlich nicht beantwortet werden. Auch wenn es nur darum ginge, wäre der Roman letztlich doch ein wenig einseitig.

Aber der Roman ist auch ein Buch über den Literaturbetrieb, zwar über den in Frankreich, doch Parallelen zu Deutschland liegen auf der Hand. Die meisten, die in diesem Betrieb unterwegs sind, werden als Psychopathen bezeichnet. Autoren in erster Linie. Man befürchtet, dass nun in der Bibliothek von Crozon alle Psychopathen der Gegend auftauchen, um ihre abgelehnten Manuskripte abzugeben. (S. 16) Delphine und Frédéric sitzen in der ehemaligen Pizzeria, die nun eine Crêperie ist, und kabbeln sich darüber, was sie nun essen wollen. „Achtung, das sind zwei Psychopathen“, sagte die neue Wirtin zu ihrem Mann.



Am schlimmsten ist Jean-Michel Rouche, ein heruntergekommener Literaturkritiker. Er wurde mal von allen im Literaturbetrieb angehimmelt, jetzt hat er Mühe, überhaupt noch einen Artikel unterzubringen. Auch er ist auf der Suche nach dem wahren Autor des geheimnisvollen Romans. Dabei trifft er Mathilde, eine Angestellte von Joséphine, die einen Damenwäscheladen betreibt. Joséphine aber ist verschwunden (wie auch noch andere Personen in diesem Roman verschwinden, also in dem von Foenkinos, nicht in dem vom Henri Pick!). Rouche bringt Mathilde dazu, einiges auszulaudern. Mathilde findet ihn sympathisch und lädt ihn ein, bei ihr zu übernachten. Rouche wehrt ab: Sie könne doch nicht jeden x-beliebigen Mann bei sich übernachten lassen. „Ich könnte ja irgend so ein Psychopath sein. Ich war schließlich mal Literaturkritiker.“ (S. 220) Da fragt man sich als Verfasser von Rezensionen, ob...

Überhaupt muss man auf der Hut sein vor Männern, „die so verrückt nach Büchern sind.“ (S. 291) Rouche glaubt am Ende zu wissen, wer den Roman geschrieben hat. Doch er lässt sich überreden, das nicht zu verraten. Außerdem liegt er völlig falsch, denn in Wirklichkeit hat ein ganz anderer den Roman geschrieben. Diese Lösung finde ich allerdings ein wenig enttäuschend. Dennoch ist das Buch aus zwei Gründen lesenswert: Zum einen haben wir die spannende und verwinkelte Suche nach dem wahren Verfasser des ominösen Romans, zum anderen ist es höchst amüsant, den Literaturbetrieb ein wenig von innen kennen zu lernen. Insider bestätigen, dass es da wirklich so verrückt, wenn nicht noch verrückter zugeht.

Übrigens: Auch eine Reise nach Crozon ist empfehlenswert; genauer zu der Halbinsel südlich von Brest, die nach dieser Kleinstadt benannt wurde. Sehr schöne Küstenstriche laden zum Wandern und Baden ein, zahlreiche Sehenswürdigkeiten zur Besichtigung. Zum Beispiel die Ruinen des kleinen Schlosses hoch über dem Atlantik bei Camaret, wo der französische Dichter Saint-Pol-Roux (1861–1940) gelebt hat.

## EIN FLECKERLTEPPICH

Hans Emmerling: In einem nahen Land. Lothringen – Skizzen und Notizen. Conte 2009 · 278 Seiten · 17,90 · 978-3-936950-84-7 ★★★★★

Frankreich ist in diesem Jahr Gast auf der Buchmesse in Frankfurt. Das wird sicher auch den Tourismus ankurbeln. Frankreich ist immer noch ein wichtiges Reiseland. Beliebte Ziele: die Côte d’Azur, die Provence, die Bretagne, die Atlantikküste, zum Skifahren geht’s in die französischen Alpen.

Einige werden noch andere Regionen hinzufügen, Paris ist natürlich auch ein beliebtes Reiseziel. Aber Lothringen? Wer





fährt schon nach Lothringen? Dabei hat diese Region im Osten Frankreichs einiges zu bieten, besonders für Kulturreisende. Mit einem guten Reiseführer kann man viel entdecken, und zusätzlich empfiehlt sich das Buch von Hans Emmerling. Zusätzlich? Ja, denn (so die Vorbemerkung): „Dies ist kein Reiseführer, keine Kultur- oder Kunstgeschichte, höchstens eine subjektive Wahl von Zielen, von Orten, Historien und Personen, um die Aufmerksamkeit für Lothringen zu mehren.“

Ich würde es so formulieren: Es lohnt sich, dieses Buch vor einer Reise zu lesen und dabei Ziele auszuwählen. Es lohnt sich auch, dieses Buch einfach so zu lesen, denn auf unterhaltsame Weise erfährt man sehr viel. Ich selber war schon einige Male in Lothringen (schließlich wurde mein Vater in Metz geboren, 1913, als das Elsass und Lothringen zu Deutschland gehörten), doch in Emmerlings Buch lernte ich viel mir Unbekanntes kennen. Vielleicht sollte man in Kauf nehmen, dass die Zusammenstellung der Kapitel keiner erkennbaren Ordnung folgt. Man hat den Eindruck, als habe der Autor Kapitel, die er schon woanders veröffentlicht hat, hier kunterbunt zusammengestellt.

Dann kann man sich in die Lektüre stürzen. Man erfährt z. B., dass Alfred Döblin in dem kleinen Ort Housseras beerdigt wurde, an der Seite von seinem Sohn Wolfgang, der dort im Ersten Weltkrieg gefallen ist. Emmerling holt weit aus, es ist die halbe Biographie der Familie Döblin. Solche Abschweifungen (man findet sie in fast allen Kapiteln) mögen manche Leser als störend empfinden. Mir gefällt, dass ich in diesem Kapitel, auch etwas über den französischen Autor Alain-Fournier erfahre, der auch dort gefallen ist. Und über Ernst Jünger und seine ‚Kriegsberichterstattung‘. Das war zurzeit von Wilhelm II., der eine besondere Liebe zu Metz entwickelt hat. Emmerling hat dem ein eigenes Kapitel gewidmet. In einem weiteren Kapitel steht Madame de Staël im Mittelpunkt; sie hat in Metz ihre berühmte Reise nach Deutschland vorbereitet.

Der Abbé Grégoire war für mich nur ein Name. Er war Pfarrer in dem Dorf Emberménil, wurde später Bischof von Blois und hat sich im 18. Jahrhundert u. a. für die Emanzipation der Juden eingesetzt. Emmerling bringt dann bemerkenswerte Bezüge ins Spiel, etwa zu dem Pfarrer Oberlin im Elsass, der bekanntlich den Dichter Lenz aufgenommen hat. Und zu Heinrich Heine, was ich hier aber nicht ausführen möchte. Das muss jeder selber nachlesen. Spannend ist auch die Liebesgeschichte von Voltaire und Émilie du Châtelet, die einige Jahre im kleinen Schloss von Cirey gemeinsam verbracht haben. Eine kreative Zeit für beide, eine glückliche Zeit. Voltaire spricht von Cirey-en-Félicité – glückliches Cirey... Spannend auch Emmerlings Ausführungen über den Dichter Iwan Goll, den „Johann Ohneland“, der in Saint-Dié geboren wurde, und über die „Schlösser des Herrn von Bassompierre“. Wie einen Fleckerlteppich breitet er sein enormes Wissen aus. Ein Begriff, den er auch verwendet: Er spricht vom „Lothringer Fleckerlteppich“ und meint damit vor allem die bewegte Geschichte dieser Region. Viele Herren wollten diese Region besitzen oder zumindest einen Teil davon...

Und zwischendrin ein Kapitel über das Schuhimperium Bata, das sich in den 1930er Jahren auch in Lothringen niedergelassen hat (Bataville). Wie gesagt: Emmerling springt von Thema zu Thema, er liebt Abschweifungen, die immer mal wieder weit von Lothringen wegführen. Darum gebe ich dem Buch nur vier Sterne, doch ich empfehle es allen kulturgeschichtlich interessierten Lesern. Auch die literarisch Interessierten kommen auf ihre Kosten. Außer den genannten ist



noch von diesen Schriftstellern die Rede: Goethe, Schiller, Brentano, Georg Forster, Fontane, Heinrich Mann, Hofmannsthal u. a. Wie waren wohl ihre Beziehungen zu Lothringen?

## TROSTREICHE LEKTÜRE?

Michel Houellebecq: In Schopenhauers Gegenwart. a.d. Französischen von Stephan Kleiner. Dumont 2017 · 76 Seiten · 18.00 · 978-3-8321-9882-4 ★★★★★(★)

Ein schmales Bändchen. Wenn man die vielen Leerseiten abzieht, kommt man auf knapp sechzig Seiten. Außerdem viele, zum Teil recht lange Schopenhauer-Zitate. Houellebecqs eigene Reflexionen sind dann nicht sehr umfangreich. Gleichwohl spannend zu lesen, doch... Davon später.

In sechs Kapiteln will uns Houellebecq vorführen, ja beweisen, dass ‚nichts auf Antrieb so ansprechend und trostreich ist wie die Lektüre Schopenhauers‘. Zum Vergleich bringt er auch andere Philosophen: Friedrich Nietzsche, den er ablehnt: „Ich fand seine Philosophie unmoralisch und abstoßend, aber seine Geisteskraft imponierte mir.“ (S. 8) Und Auguste Comte, den er mehr schätzt. Auch andere Philosophen und Schriftsteller werden genannt: Voltaire, Wittgenstein, Baudelaire, Chesterton u.a. Festzuhalten ist, dass Houellebecq eine Übersetzung verwendet hat, die übrigens, wie er in der Vorbemerkung berichtet, seinerzeit in Paris gar nicht so leicht in den Buchhandlungen zu finden war. In der deutschen Ausgabe werden natürlich die Originalseiten abgedruckt. Vielleicht wären Houellebecqs Überlegungen ganz anders ausgefallen, wenn er Schopenhauer im Original hätte lesen können.

Hier die Überschriften der Kapitel: „Die Welt ist meine Vorstellung“, „Den Dingen mit aufmerksamem Blick begegnen“, „So objektiviert sich der Wille zum Leben“, „Das Welttheater“, „Die Lebensführung: Was wir sind“, „Die Lebensführung: Was wir haben“. Es wird ersichtlich, dass Houellebecq sich immer konkret auf Schopenhauer bezieht. Das heißt: Ausgehend von langen und kürzeren Schopenhauerziten kommt er zu seinen Ansichten. Eineinhalb Seiten Schopenhauer (S. 23f.) führen zu dieser Einsicht: „Der Ursprung ... jeder Art von Schaffen ... besteht in einer angeborenen – und damit nicht lehrbaren – Veranlagung zur passiven und gleichsam gefühllosen Betrachtung der Welt.“ (S. 25) Diese Einsicht hätte er auch bei seinem Kollegen Gustave Flaubert finden können, der genau das – z. B. seinem Freund und Schüler Guy de Maupassant – immer gepredigt hat.







Insgesamt wage ich zu behaupten, dass sich Houellebecq seinen höchst persönlichen Schopenhauer fabriziert. Aber das ist normal, bzw. das machen wir immer, wenn wir die Schriften eines Philosophen lesen. Man lässt da auch gerne Fakten unter den Tisch fallen, die nicht zu dem Bild passen, das man sich von einem Philosophen gemacht hat. Houellebecq schreibt z.B.: „Man hat Schopenhauer zu oft in die Nähe Baltasar Graciáns oder der französischen Moralisten gerückt – und ja, er selbst hat diesen Vergleichen mitunter Vorschub geleistet.“ (S. 42) Vorschub geleistet – was meint er damit? Mir scheint, er weiß nicht, dass Schopenhauer das Handorakel von Gracián übersetzt hat. Der Text ist äußerst wichtig für Schopenhauer, und man hat mit einem gewissen Recht diese Übersetzung zu den Werken Schopenhauers gezählt.

Ich beschränke mich auf diese Beispiele. Ich mache nicht das, was Houellebecq (von Schopenhauer ausgehend) als schlechte Kritik bezeichnet: Ich suche nach keinem Konzept in diesem Buch, ich versuche nicht, „es einzuordnen, es zu verorten“, ich ziehe keine Parallelen, ich nehme keine Abgrenzungen vor und stelle keine Bezüge her. (vgl. S. 27) Ich lade den Leser ein, selber zu erkunden, wie sich Houellebecq seinen Schopenhauer fabriziert. Eine spannende Lektüre, wie gesagt, doch m. E. gelingt es Houellebecq nicht, den Leser davon zu überzeugen, dass die Werke Schopenhauers Trost spenden können. Zumindest mich hat er nicht überzeugt. Ich kann auch nicht immer nachvollziehen, wie Houellebecq von einem jeweiligen Schopenhauer-Zitat zu seinen Ansichten kommt. Doch dazu kann sich jeder Leser sein eigenes Urteil bilden. Vielleicht gilt für dieses Büchlein, was Houellebecq über Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit schreibt: „Dies ist ein Buch, dem man generell nicht den kleinsten Kommentar hinzufügen möchte, damit seine Wahrhaftigkeit unberührt bleibt.“ (S. 62)

Noch eine abschließende Bemerkung. Nachdem in der Vergangenheit viele Persönlichkeiten von Schopenhauer begeistert waren (Richard Wagner, Thomas Mann u. v. a.), kann man heute konstatieren: Er wirkt immer noch. Er gehört in unsere Gegenwart. Es sei denn, Houellebecq wäre ein Einzelfall...

## EINE VERGNÜGLICHE „TOUR D’HORIZON“

Pascale Hugues: *Deutschland à la française.*  
a.d. Französischen von Elisabeth Thielicke.  
Rowohlt 2017 · 208 Seiten · 19,95 · 978-3-498-03032-2 ★★★★★

Vor einigen Jahren fragte mich ein Franzose, ob es meiner Meinung nach noch viele Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen gebe. Nein, antwortete ich spontan. Vermutlich dachte ich, dass sich in den Zeiten von Internet und anderen digitalen Medien Frankreich und Deutschland





sehr weit angenähert hätten. Aber im Grunde war das eine ziemlich dumme Antwort. Denn wer sich nur ein wenig über das rein Touristische der Mentalität in den beiden Ländern nähert, wird auf unzählige Unterschiede stoßen. Wenn man jemanden zu diesem Thema zu Wort kommen lassen muss, dann ist es Pascale Hugues. Seit fast zwanzig Jahren schreibt sie über Deutschland und Frankreich. Ihr erstes Buch (*Deutsches Glück*) erschien 1999. Ich schrieb damals in einer Besprechung für die Nürnberger Zeitung: „Das Buch ist unterhaltsam und regt zum Nachdenken an, man erfährt viel über Deutschland und Frankreich und ihr Verhältnis zueinander.“

Nach *In den Vorgärten* blüht Voltaire. Eine Liebeserklärung an meine Adoptivheimat und Ruhige Straße in guter Wohnlage. Die Geschichte meiner Nachbarn und nach ihrem Buch über ihre deutsche und ihre französische Großmutter (Marthe & Mathilde) ist nun ein weiteres Buch von ihr erschienen, das ich allen ans Herz lege, die sozusagen aus erster Hand etwas über die feinen Unterschiede zwischen den Deutschen und Franzosen erfahren wollen. Es handelt sich um Artikel, die Pascale Hugues für verschiedene Zeitschriften geschrieben hat. Man liest sie mit viel Vergnügen und ist dankbar, einiges Neue zu erfahren. Es geht um Unterschiede: Etwa zwischen dem Elysée-Palast in Paris und dem Kanzleramt in Berlin. Ein Palast mit großer Vergangenheit, in dem man sich eigentlich nicht wohlfühlen kann, auf der einen Seite und ein funktionales Gebäude, wo Mutti Merkel regiert. Über Streiks in Frankreich und in Deutschland und vieles mehr.

Da kann ich eigene Erfahrungen ins Spiel bringen. Als ich in Paris lebte, hat immer jemand gestreikt: die Post oder die Metro, die Lehrer oder die Müllabfuhr. Da hat sich im Grund nichts geändert, schreibt Pascale Hugues. Bei uns dagegen ist in Sachen Streik alles reglementiert. Als ich als Gastdozent an der Uni Metz unterrichtete, streikten die Studenten fast die ganze Zeit. Sie stürmten sogar das Büro der Präsidentin, warfen das Mobiliar aus dem Fenster und zündeten es an. Unvorstellbar in Deutschland... Wenn man über Bürokratie spricht, denkt man eher an Deutschland. Als ich nach meinem Umzug nach Frankreich dort mit dem Zoll zu tun hatte, durfte ich feststellen, dass die Franzosen auf diesem Gebiet auch einiges zu bieten haben.

Pascale Hugues schreibt auch über deutsche Einrichtungen, die es in Frankreich nicht gibt, z. B. über den Stammtisch oder über die fanatische Mülltrennung. Na ja, mittlerweile gibt es Frankreich auch „le tri“, also auch eine Art Mülltrennung, doch ich habe den Eindruck, dass das nicht so recht ernst genommen wird. Auch sprachliche Besonderheiten und Redensarten kommen zur Sprache. Etwa „zum Lachen in den Keller gehen“ oder nur dieses einzige Wort „Donnerwetter“, für das es in Frankreich kein Äquivalent gibt. Auch über das Wort „Brustwarze“ kann man lange nachdenken... Man erfährt auch einiges über das französische Bidet und über das deutsche Frühstücksbrettchen, kurioserweise in einem gemeinsamen Kapitel. (S. 76ff.)

Pascale Hughes ist ein bisschen deutsch geworden, zumindest was die Schuhe anbelangt. Lieber bequeme Sandalen von Birkenstock als hochhackige Schuhe von Christian Louboutin. Natürlich geht es in diesem Buch auch um Politik. Die Autorin wundert sich, dass in Deutschland Politiker über ganz geringe Vergehen stolpern (Christian Wulff zum Beispiel). Da haben die Affären der französischen Politiker doch ein ganz anderes Kaliber. Das „modèle allemand“ wird in Frankreich bewundert, aber auch attackiert. Die Deutschen haben in den letzten sieben Jahren viel erreicht. Vielleicht haben sie ein Chromosom mehr als die Franzosen: das „Schaffen-Chromosom“. „Frohes



Schaffen“ ruft man gerne in Deutschland. „Nur in Deutschland stecken diese beiden unvereinbaren Wörter unter einer Decke.“ (S. 197) Dieses Buch ist eine vergnügliche „tour d’horizon“ über uns und unsere Nachbarn.

## EINZIGARTIGE LANDSCHAFT, EIGENSINNIGE MENSCHEN

Niklas Bender (Hg.): Bretagne. Eine literarische Einladung. Wagenbach 2017 · 140 Seiten · 17,00  
· 978-3-8031-1323-8 ★★★★★

Eine ‚einzigartige Landschaft‘ und ‚reiches Brauchtum‘ zeichnen die Bretagne aus. So Niklas Bender in seinem lesenswerten Nachwort (S. 132–135) zu diesem schönen Band (wie alle Bücher aus der Salto-Reihe). Weiter unten schreibt er, dass seit dem 19. Jahrhundert die Bretagne „eine große Anziehungskraft auf Schriftsteller“ ausgeübt habe. Er nennt Victor Hugo, Gustave Flaubert, Émile Zola, Pierre Loti, Colette. Da fragt man sich, warum er keine Texte von diesen Autoren in seine Auswahl aufgenommen hat. Auch einen anderen Dichter vermissen ich: den Provenzalen Saint-Pol-Roux (1861–1940), ein von den Surrealisten verehrter Dichter, der die zweite Hälfte seines Lebens in der Bretagne verbracht hat. Auf der Halbinsel von Crozon, zuerst in dem Dorf Roscanvel, dann in einer Art Zauberschloss hoch über dem Atlantik bei Camaret. So beschreibt er den dortigen Ausblick auf das Meer:

Vor mir lag die Insel, umschwirrt vom letzten Flug der Lach- und Silbermöwen, Seeschwalben und der schwanzlosen japanischen Papageien; zu meiner Rechten, hinter dem Fort, streckte sich die Pointe Saint-Mathieu mit ihren Kirchenruinen; zu meiner Linken, im Dunst, lagen Felsen über Felsen, die mir einen Schauer der Ewigkeit über den Rücken jagten. („Die Sanduhren“. Aus: Die Stationen der Prozession. Bd. 1. Berlin 1992. S. 168)

Nun, Niklas Bender hat eine eigene Auswahl getroffen, die durchaus ihre Berechtigung hat. In vier Kapiteln kommen hauptsächlich jüngere Autoren zu Wort. Mit zwei langen Gedichten von Georges Perros (1923–1978) wird das erste Kapitel („Ankunft und Wiederkehr“) eröffnet. Die Bretagne, so heißt es im ersten Gedicht, habe ihn von Kindheit an fasziniert, sie war für ihn ein „Magnet in der Ferne“, der ihn immer wieder angezogen hat. (S. 8) So dürfte es vielen Autoren, die hier versammelt sind, ergangen sein. Ich will nicht alle einzeln vorstellen, der Leser kann hier selber auf eine spannende Entdeckungsreise durch dieses magische Land gehen. Nur auf einige möchte ich hinweisen. So auf Eugène Guillevic (1907–1997), der in keiner Bretagne-Anthologie fehlen darf, und sein Gedicht „Carnac“ (S. 23–28). Es beginnt geheimnisvoll: „Meer am Rand des Nichts, / Meer, das sich dem Nichts vermengt, // den Himmel besser zu verstehen, / den Strand,





die Felsen, // besser sie zu empfangen.“ Sehr gut gefällt mir auch der tagebuchartige Text „Das Watt um die Île-Grande“ von Denise Le Dantec (\*1939. S. 41–46) Hier findet der Leser auch bretonische Sätze. Z. B.: „Ha sklêr e vez tost d’ar goulou! Und es klart auf in der Nähe des Lichts.“ Licht, Regen, Wettererscheinungen bestimmen diesen Text. Es fehlt nur das dortige Hünengrab, vor dem ich einmal staunend stand.

Nur ein einziger Text im dritten Kapitel („Hafen“): „Am Ende der Hafen“ von Jean-Pierre Abraham (1936–2003). Nur ein einziger Text? Nein! Bender hat noch zwei weitere Hafen-Texte zwischen die folgenden Kapitel geschoben. Auch einen von dem in der Bretagne sehr beliebten Liedermacher Christophe Miossec (\*1964) über Brest. (Von Saint-Pol-Roux gibt es eine poetische Schilderung des alten Hafens von Brest, der leider während des Krieges vollkommen zerstört wurde.) Zwei weitere Kapitel sind den Themen „Land und Leute“ und „Glaube und Identität“ gewidmet. Hier begegnet man den Bretonen in all ihrer Eigensinnigkeit. Etwa bei Yann Queffélec (\*1949) oder bei Olivier Adam (\*1974), von dem Romane im Verlag Klett-Cotta erschienen sind. Mühselige Arbeit schildert Guillevic in seinem Gedicht „Morbihan“ (S. 75). Mit Benoîte Groult (1920–2016) gelangen wir ein wenig in die erotische Unterhaltungsliteratur: „Wir streiften uns lachend wie zwei glückliche Wale...“ (S. 84)

Dazwischen wieder schöne Landschaftsbeschreibungen, etwa von Julien Gracq (1910–2007):

Die Landschaft war von so einer überraschenden und so einmaligen Schönheit, dass wir in stillschweigendem Einvernehmen unsere zwei Wagen am Seeufer hielten und uns lange wortlos in dieses Schauspiel vertieften. (S. 65)

So etwas erlebt man oft in der Bretagne. Ein Text von Yann Queffélec beschließt das Buch („Ken avo“). Hier kann man wieder ein wenig Bretonisch lernen: „... auf Bretonisch sagt man nie Guten Tag, sondern Auf Wiedersehen, ken avo, ken avo ma zad, mamm oder ken avo migoned: Auf Wiedersehen, Vater, Mutter, Auf Wiedersehen, liebe Freunde.“ (S. 126) Und ich rufe aus: Auf Wiedersehen, Bretagne! Denn ich war schon oft dort und will sie bald wiedersehen. Und in jedem Leser, der sie noch nicht gesehen hat, wird bei der Lektüre dieses Buches der Wunsch entstehen, dort einmal hinzufahren.



## GEHEIMNISVOLL UND RAFFINIERT VERKÜRZT

Maxence Fermine: Die schwarze Violine. a.d. Französischen von Michael v. Killisch-Horn. Unionsverlag 2017 · 126 Seiten · 18,00 · 978-3-293-00519-8 ★★★★★

In den ersten 60 Jahren des letzten Jahrhunderts hatte in Frankreich ein Autor großen Erfolg mit seinen Romanen: Pierre Benoit (1886–1962). Fast jedes Jahr hat er einen neuen Roman veröffentlicht. Die meisten folgten diesem Muster: Ein junger Mann, noch unerfahren im Leben, macht eine Reise in ein ihm unbekanntes Land (oder eine Region). Dort kommt er unter den Einfluss einer geheimnisvollen Frau. Meist endet die Geschichte tragisch. Sein wohl bekanntester Roman: *L'Atlantide* (Die Königin von Atlantis. 1920 von G. W. Pabst verfilmt). Die kurzen Romane von Maxence Fermine (\*1968) sind endlich gestrickt. Etwa Schnee, den ich schon für Alliteratus besprochen habe. Zwei wesentliche Unterschiede: Die Romane von Benoit haben meist um die 200 Seiten. Bei Fermine ist alles raffiniert verkürzt auf um die 120 Seiten. Und es gibt, zumindest bei den Romanen, die ich kenne, immer eine Geschichte in der Geschichte.



In *Die schwarze Geige* wird zunächst die Geschichte von Johannes Karelsky erzählt. So beginnt sie: „Durch eine sonderbare Neigung seines Geistes, die bisweilen an Wahnsinn grenzte, hatte Johannes Karelsky niemals ein anderes Daseinsziel, als sein Leben in Musik zu verwandeln.“ Wir sind in Paris im Jahr 1795. Johannes ist ein begnadeter Geiger, und er hat den Wunsch, einmal eine große Oper zu komponieren. Doch es kommt anders: Er muss mit Napoleon nach Italien in den Krieg ziehen. Er wird schwer verwundet, ist eigentlich dem Tod geweiht. Doch da erscheint eine schöne Frau in einem schwarzen Umhang vor ihm. Ist es ein Traum, eine Fieberphantasie? Man weiß es nicht. Die Frau beginnt zu singen, durch ihren Gesang wird Johannes dem schon sicheren Tod entrissen. Es folgt eine lange Genesungszeit. Er kann nicht mehr in die Schlacht ziehen, er bleibt bei der Garnison, die Venedig besetzt hat. Dort wohnt er bei dem alten Geigenbauer Erasmus, der außer seinem Handwerk noch ein begeisterter Schachspieler und Schnapsbrenner ist. Die beiden Männer werden Freunde. Oft spielen sie Schach und trinken den samtigen Schnaps dazu. Erasmus gewinnt immer, bis zum Schluss...

In Erasmus' Werkstatt hängt eine geheimnisvolle, schwarze Violine. Der Meister weigert sich zuerst, doch dann erzählt die Geschichte dieses Instruments, das er in der Werkstatt Stradivaris nach seinen Anleitungen gebaut hat. Aus schwarzem Ebenholz, schwarz wie die Augen der von ihm geliebten Frau. So beginnt er: „Durch eine sonderbare Neigung meines Geistes, die bisweilen an Wahnsinn grenzte, habe ich niemals ein anderes Daseinsziel gehabt, als die Musik in Leben zu verwandeln.“ (S. 66) Etwas anders als der Beginn von Johannes' Lebensgeschichte. Aber es gibt einige Parallelen. Vor allem gibt es auch diese geheimnisvolle Frau mit der wunderbaren Stimme.



Ist es dieselbe, die Johannes auf dem Schlachtfeld gesehen hat? Es ist unmöglich, hier weiter zu berichten, ohne alles zu verraten. Ich kann den Lesern eine spannende Lektüre versprechen. Am Ende erfährt man auch, ob Johannes seine Oper komponiert hat. Noch ein Hinweis: Träume spielen eine wichtige Rolle. Erasmus erzählt z. B.: „Ich war ein unverbesserlicher Träumer. Wenn ich nicht im Wachzustand in der Werkstatt träumte, hatte ich die ganze Nacht zum Träumen. Abgesehen vom Geigenbau war das sogar die einzige Tätigkeit, die mir auf Erden Glück schenkte.“ (S. 76) Aber er sagt auch: „Weißt du, letzten Endes muss man die Träume zerstören.“ (S. 59) Und wenn vom Wahnsinn die Rede ist (nicht nur dann), muss man unwillkürlich an die Erzählungen von E. T. A. Hoffmann denken. Von Erasmus stammt dieser Satz: „Das Leben ist ein Theater, und es gibt nur eine einzige Aufführung.“ (S. 100) Er könnte auch von Hoffmann stammen. Das Buch erschien 2003 erstmals auf Deutsch. Der Unionsverlag hat daraus ein schön gebundenes Geschenkbuch gemacht.

## DAS PURE LEBEN

Jean-Paul Didierlaurent: *Macadam oder Das Mädchen von Nr. 12*. Erzählungen. a.d. Französischen von Sina de Malafosse. dtv 2017 · 160 Seiten · 14,90 · 978-3-423-26145-6  
★★★★★



Was erwartet man von einem Schriftsteller, den man als Realisten bezeichnen könnte? Genau: Er sollte das pure Leben schildern. In diesem Sinn würde ich Jean-Paul Didierlaurent (\*1962) als Realisten bezeichnen. Er schildert in seinen Büchern, auch in diesen Erzählungen, das pure Leben, allerdings... Ich gehe mal von der Erzählung „Ihr Heiligtum“ aus. Hier ist vom ‚puren Leben‘ die Rede. Die ‚Heldin‘, gleichzeitig die Erzählerin ist eine Klofrau namens Arrenza Calderón, die in einer Toilettenanlage einer spanischen Stierkampfarena arbeitet. Wie man sich denken kann, ist sie keine normale Klofrau. Sie liest keine Groschenromane an ihrem Örtchen, sie löst auch keine Kreuzworträtsel, sie führt Tagebuch. Die Erzählung ist, wenn man so will, ein Ausschnitt aus ihrem Tagebuch, in dem sie über das Leben sinniert. Über den Menschen, der hier ‚nur noch ein gemeines Säugetier ist, das seine primären Bedürfnisse befriedigt‘. (S. 74) „Es ist das pure Leben mit der immer gleichen Melodie.“ Das sind die Geräusche, die an diesem Ort zu hören sind: „Rascheln von Leinen, Seide, Nylon, Baumwolle“ usw. (S. 73) Nur die Gedanken einer Klofrau wiederzugeben, wäre ja schon ganz schön. Doch wie alle Erzählungen in diesem Buch kommt es zu einer Wendung, die man so nicht erwartet hätte. Da gibt es nämlich die Kabine Nr. 8, in die sich Arrenza nach ihrer Arbeit zurückzieht, sich nackt auszieht und... Lesen Sie selber, was geschieht.



In der Erzählung „Nebel“ ist auch vom Stierkampf die Rede. Der Erzähler ist ein alter Mann, der einmal als Gehilfe des Matadors gearbeitet hat. Nun lebt (oder vegetiert) er in einem Altersheim, in dem zwei Oberschwester ein strenges Regiment führen. Dahin wäre er nie gezogen, wenn ihn nicht seine älteste Tochter dazu überredet hätte. Dort könne sie ihn auch jeden Tag besuchen, hat sie gesagt. Dann aber ist sie gestorben, und er bekommt nie Besuch. Auch das schon an sich eine anrührende, etwas deprimierende Geschichte. Aber dann kommt wieder eine Wendung, denn dieser Mann hat ein kleines Hobby, um es mal so auszudrücken... Das verrät jetzt schon mehr, als ich eigentlich sagen möchte. In der Erzählung erfährt man erst ganz zum Schluss von diesem ‚Hobby‘.

Diese Wendungen, die aber auch (oder gerade die) zum puren Leben gehören, sind typisch für Didierlaurents Erzählungen. Manchmal sind sie ein wenig vorhersehbar, wie in der Titelgeschichte. Erzählt wird von einer jungen Frau namens Mathilde, die in der Kabine Nr. 12 an einer der vielen Kontrollpunkte einer französischen Autobahn arbeitet. (Ein bisschen anachronistisch, denn dort ‚arbeiten‘ heute fast nur noch Automaten.) Sie verliebt sich in einen jungen Mann, der immer wieder bei ihr vorbeifährt und ihre schöne Augen macht. Eines Tages lädt er sie zum Abendessen ein. Mathilde fährt zu dem vereinbarten Restaurant, aber sie traut sich nicht weiter. Zuvor ist immer wieder von ihrem schweren Unfall die Rede. Da kann man sich denken, warum sie sich nicht traut. Oder nicht? Bei Pater Duchaussoy in der Erzählung „In Nomine“ ist es nicht so klar. Er sitzt immer wieder im Beichtstuhl und muss sich die langweiligen Aufzählungen unbedeutender Sünden anhören. Wenn doch mal einer von einem Mord berichten würde! Eines Tages findet er eine Beschäftigung, die es ihm erleichtert, diese Zeit durchzustehen. Wenn Sie jetzt etwas an etwas Unanständiges denken, liegen sie völlig falsch!

Das pure Leben mit diesen kleinen, überraschenden Wendungen, sie machen den Reiz dieser Erzählungen aus, und man hofft, dass Didierlaurent noch mehr davon schreiben wird. Gerade ist von ihm bei DTV ein neuer Roman erschienen: Der unerhörte Wunsch des Monsieur Dinsky. Man darf gespannt sein.